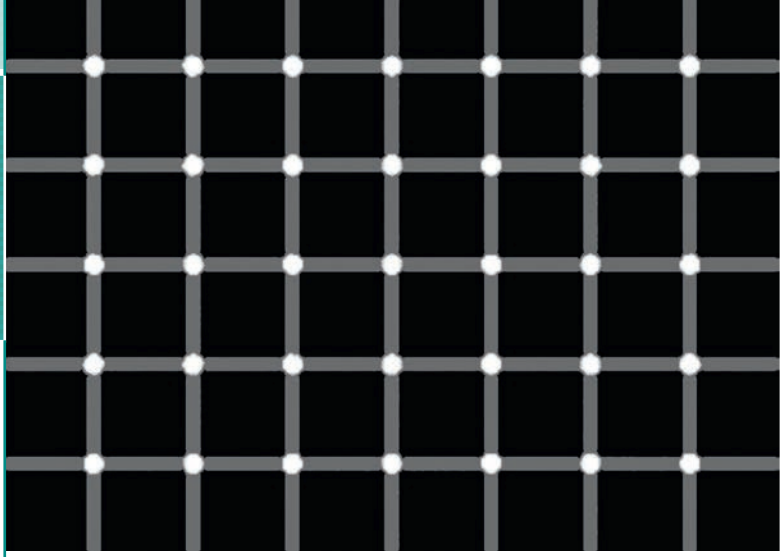
Das Hermann-Gitter: Achten Sie auf den springenden Punkt!



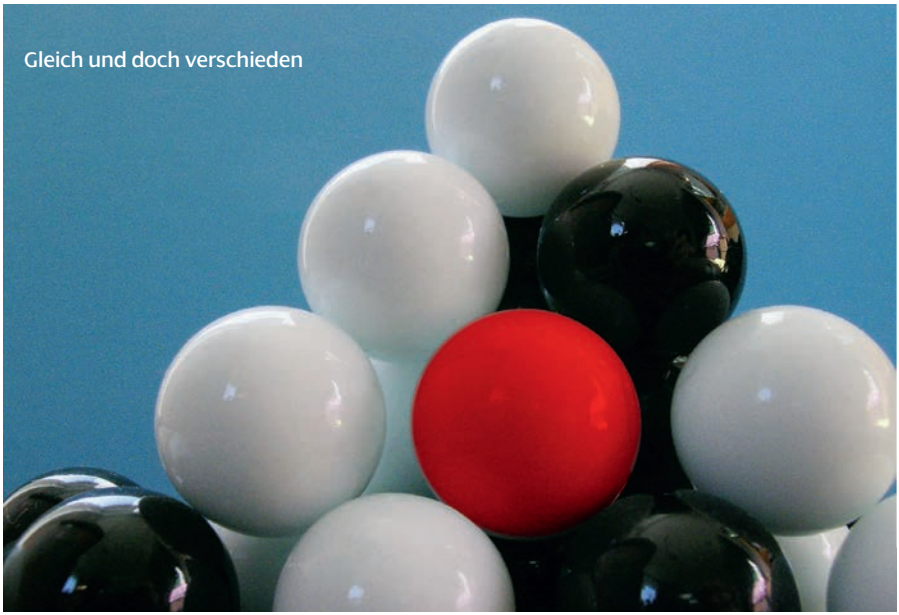
Kontrastreich leben

Vom Christsein der ersten Christen lernen

Albrecht Wandel ist Geschäftsführer, Fachbereichsleiter für historische Theologie und Dozent für Kirchengeschichte und praktische Theologie am Bibel-Studien-Kolleg Ostfildern bei Stuttgart. In diesem Vortrag wirft er einen Blick in die historischen Berichte des Neuen Testaments und der frühen Christenheit. Dabei zeigt er auf, wie relevant der Glaube für das Leben damals war und was wir heute ganz praktisch von den ersten Christen lernen können.

◆ Säkulare Historiker sagen, dass die ersten drei Jahrhunderte bezüglich politischer und geographischer Entwicklungen eine frappierende Ähnlichkeit mit unserer Zeit hatten. Gegenwärtig entsteht ein europäisch dominierter Raum mit erstaunlichen religiösen und soziologischen Parallelen, dessen Grenzen denen des Römischen Reichs im 1. Jahrhundert nahe kommen.

Die miteinander vergleichbaren Entwicklungen in Gesellschaft und Kultur werden



nachfolgend betrachtet. Vor allem interessiert uns die Frage, worin uns die Christen von damals zum Vorbild werden können.

Neutestamentliche und gegenwärtige Kirche

Ernst Troeltsch bemerkte 1923: „Was das Neue Testament unter Kirche versteht, ist nach heutigem Maßstab nur eine endzeitlich-elitäre Sektenbildung, und was heute als Kirche gilt, lässt sich mit neutestamentlichen Begriffen nicht mehr angemessen beschreiben."

Werfen wir einen Blick in die Kirche des ersten Jahrhunderts. Was war die Grundstruktur der Gemeinde, von der wir heute lernen können? Gerhard Lohfink, ein katholischer Tübinger Theologe, hat in den 80er Jahren diese Grundstruktur als „Kontrastgesellschaft" bezeichnet.

Gegenwärtig verstärken sich Bewegungen, die darauf abzielen, dass sich Christen so weit wie möglich der Gesellschaft annähern sollten. Wir sollen fragen, was die Leute wollen, was sie brauchen, wie sie leben. Ist das der Schlüssel, um sich dieser Gesellschaft angemessen zuzuwenden, sich vielleicht sogar anzupassen oder sie verändern zu können? Die Botschaft der Bibel spielt bei diesen Überlegungen nur noch eine untergeordnete Rolle. Bei den ersten Christen finden wir genau die gegenläufige Entwicklung. Sie nahmen sich aus der Gesellschaft heraus, distanzierten sich von den üblichen Lebensweisen und folgten damit dem Beispiel Jesu. Als Kontrastgesellschaft haben sie sich weder ein-

fach angepasst noch sich klösterlich zurückgezogen. Christen haben innerhalb der Gesellschaft erkennbar anders gelebt. Das ist das Geheimnis, warum Gemeinde Jesu gewachsen ist. Nur die Gemeinde, die dem Assimilierungsdruck standhielt, blieb interessant für andere.

Jesus und seine Leute als Kontrastgesellschaft

Gemeinde als Familie

(Markus 3, 33ff.; 10, 29f.)

Jesus hat die Gemeinde als Familie gesehen und nicht als politische Partei. Seine Gemeinde hat sich als große Familie im häuslichen Kontext konstituiert. Über die Leitungsstrukturen erfahren wir von Paulus etwas im ersten Timotheus-Brief (1. Timotheus 3): Älteste sollten sich zunächst in der eigenen Familie bewähren, um dann die „Familie Gottes“, die Gemeinde, leiten zu können. Auch Jesus hat zusammen mit seinen Jüngern eine Art familiäre Verbindung gelebt. Noch heute gibt es vergleichbare familiäre Gemeinschaften, etwa bei den Diakonissen, die zwar keine gemeinsamen Eltern, aber einen gemeinsamen Herrn haben.

Gemeinde mit Jenseits-Perspektive (Johannes 5, 24)

Die ersten Christen rechneten mit der baldigen Wiederkunft ihres Herrn und

Auf den Morgen ausgerichtet

der Möglichkeit, dies selbst noch erleben zu können. Aus dieser theologischen Nah-Erwartung heraus wollten sie nicht hauptsächlich in diese Welt, sondern in andere Menschen investieren, damit diese für die jenseitige Welt, für das ewige Leben, gewonnen wurden.

Ohne solche Nah-Erwartung, die heute unter Christen kaum mehr zu finden ist, geschweige denn im Gebet ausgedrückt wird, verändert sich etwas in der Gemeinde, in unseren Hauskreisen, in unserem eigenen Leben. Wir werden diesseitsbezogen und verlieren mit der Wiederkunft Jesu die Jenseits-Perspektive aus den Augen. Das Fehlen der Lehre von den letzten Dingen, der Eschatologie, ist ebenfalls typisch für die theologischen Fakultäten, besonders in Deutschland.

Gemeinde mit klarem Auftrag (Matthäus 28, 19 - 20)

Die Gemeinde hat von Jesus einen unmissverständlichen Auftrag bekommen, der bis zu seiner Wiederkunft gilt und diese immer im Blick behält: Geht hin in alle Welt! Das lässt sich nicht missverstehen! Heiko Krimmer mahnte: Ihr müsst nicht fragen, sollen wir in die Mission gehen? Ihr müsst eher einen guten Grund finden, hier zu bleiben! Heute wird gesagt: Wir haben in Deutschland einen großen Auftrag. Das stimmt, aber die richtige Haltung ist auch die weltweite Perspektive: Gott sendet seine Leute in die Welt. Es gibt noch immer riesige Chancen, die uns motivieren, in die Mission zu gehen. Es gibt weltweit noch viele offene Türen, die allerdings zum Beispiel unter dem Druck eines radikalen Islam wieder zuzugehen drohen. Doch der christliche Auftrag bleibt klar! Schon Paulus nahm diesen Missionsauftrag sehr ernst. Für sich ganz persönlich steckte er das Ziel sehr hoch: Ich möchte die ganze Welt mit dem Evangelium erreichen. Auch heute braucht es solche Leute!

Echte christliche Mission verzichtet auf Gewalt

Christen wenden keinerlei Gewalt an (Matthäus 5, 38 - 42; Lukas 9, 3; Matthäus 10, 16; Lukas 10, 5 - 7). Unter Gewalt ist dabei

… denn wer das Schwert nimmt, …

auch verbale Gewalt zu verstehen. An keiner Stelle im Neuen Testament findet sich ein Aufruf, mit Gewalt gegen andere Religionen vorzugehen! Es ist erschreckend, wie wenig sich dies Christen im Verlauf der Kirchengeschichte und teilweise bis heute zu Herzen nahmen, wenn sie etwa verbal über Muslime herfallen. Das ist ein Stil, der Christen nicht ansteht. Zur Zeit der ersten Gemeinden konkurrierten allein in Rom 60 verschiedene Religionsgemeinschaften. Ihre Anhänger wurden nicht mit verbaler Gewalt attackiert, sondern man versuchte, sie in Liebe und mit guten Argumenten für den Christusglauben zu gewinnen. Jesu Botschaft überzeugt Menschen grundsätzlich ohne Gewalt.

Christen brauchen keine politische Macht (Johannes 8, 36)

Hier wird vielleicht mancher widersprechen. Es sollte uns jedoch zu denken geben, was zur Zeit der ersten Christenheit und später geschah, als der christliche Glaube politisch durchgesetzt wurde. Weder im Neuen Testament noch in den Quellen der ersten Jahrzehnte der Christenheit wird zu irgendeinem politischen Umsturz aufgerufen. Die ersten Christen sahen keinen Auftrag darin, die Gesellschaft politisch zu verändern. Auch Jesus hat dies nie gefordert. Es fällt auf, dass Christen damals politisch und gesellschaftspolitisch äußerst zurückhaltend waren. Das erscheint geradezu fremdartig, da sie viel Grund gehabt hätten, sich diesbezüglich zu engagieren. Zum Beispiel beim Thema Abtreibung. Es ist erschreckend, was da heute ge-

schieht. Aber bei den Römern war „Abtreibung“ sogar noch möglich, wenn das Kind schon geboren war. Wenn der Vater es aufnahm, durfte es leben, wenn nicht, wurde es vor die Stadt geworfen, um zu sterben und von wilden Tieren gefressen zu werden. Hätten die Christen damals nicht mehr politisches Engagement zeigen und deutlicher demonstrieren müssen? Davon findet sich nichts in den frühchristlichen Schriften. Stattdessen haben Christen stillschweigend praktische Hilfe geleistet, indem sie nicht wenige dieser Kinder gerettet und zu ihren eigenen gemacht haben.

Erst die „Verstaatlichung“ des „Christentums“, vor allem im Zuge der konstantinischen Wende, brachte eine Kirche hervor, die ihre Anliegen politisch durchsetzte und Andersgläubige schließlich sogar verfolgte. Und auch der Weg der versuchten Integration anderer Religionen führte zur massiven Entfernung von Gottes Wort. Der Auftrag Jesu, seine gute Botschaft allen Menschen zu verkünden, wurde vergessen. Kirche wurde zu einer Missionsinstitution, die im politischen Sinne die Gesellschaft christianisierte, anstatt Menschen im geistlichen Sinne zu missionieren. Politischer Druck und Gewalt ersetzten so das zu Jesus einladende Evangelium.

Die Stadt auf dem Berg

(Matthäus 5, 13 -16)

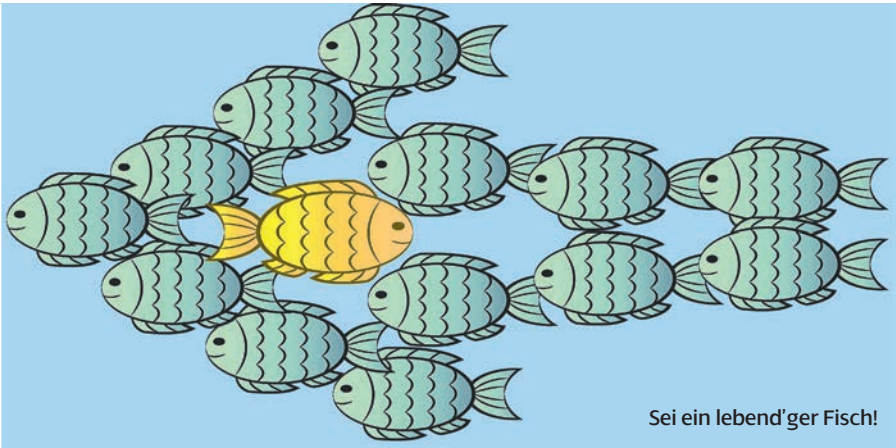
Jesus hat als Beispiel für die Wirkung seiner Nachfolger in der Welt von einer „Stadt auf dem Berge“ gesprochen. Viele meinen heute, er hat damit eine Stadt gemeint, die mitten in der Welt liegt und sozusagen ein Teil von ihr ist. Doch die von Jesus erwähnte Stadt liegt oben auf einem Berg. Das ist ein wunderbares Bild für das, was Kontrastgesellschaft meint. In einer dunklen Welt erstrahlt diese Stadt. Sie leuchtet dabei aus einer gewissen Distanz. Sonst hätte Jesus

gesagt: Ihr Christen gleicht einem Stadtteil oder ihr seid irgendein Verein innerhalb einer großen Stadt. Wenn die Gemeinde Jesu keinerlei Distanz wahrt, läuft sie Gefahr, wie zur Zeit Konstantins, politisch vereinnahmt, missbraucht und instrumentalisiert zu werden.

Gemeinde ohne Diskriminierung (Römer 10, 12)

Zur Zeit der ersten Christen gab es in der Gesellschaft starke Trennungen zwischen den Bevölkerungsgruppen beziehungsweise den Ethnien im Herrschaftsgebiet des Römischen Reiches. Dieses Reich umfasste den größten Teil des heutigen Europas und wesentliche Teile Nordafrikas. Unterschiedlichste Völker waren darin zusammengefasst, doch grenzte man sich in der Gesellschaft deutlich voneinander ab. Nur eine Gruppe bildete die Ausnahme: Die Christen. Sie waren dafür bekannt, dass Angehörige anderer Völker gleichwertige Gemeindeglieder waren und dass sie Frauen nicht diskriminierten: *„Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“* (Galater 3, 28). *„Da ist nicht mehr Grieche oder Jude, Beschnittener oder Unbeschnittener, Nichtgrieche, Skythe, Sklave, Freier, sondern alles und in allen* Christus“ (Kolosser 3, 11). Christen-Gemeinden sind vor allem unter Sklaven und Freigelassenen entstanden, also aus dem untersten gesellschaftlichen Niveau. Allerdings gab es vermutlich auch in der Flavier-Familie, also der kaiserlichen Familie, einen Zweig, der zum christlichen Glauben fand. Christliche Gemeinden im Römischen Reich waren milieuübergreifend. In Deutschland finden sich dagegen heute

Von Jesus unterschiedslos geliebt



italienische, koreanische und sonstige ethnisch sortierte Gemeinden, weil man annimmt, dass Glaubensgemeinschaft auf diese Weise besser funktioniert. Die ersten Christen wären über solche Zustände sicherlich schockiert. Bei ihnen war ethnische Trennung undenkbar!

Kontrastgesellschaft der Evangelien contra Gesellschaftsveränderung

Gerhard Lohfink beschrieb 1982 seine Sicht der Situation innerhalb der katholischen Kirche, in der damals eine Transformations-Bewegung entstand. Ziel war eine Gemeinde, die ganz in den Hintergrund tritt, die nicht in erster Linie biblische Unterweisung, sondern Gesellschaftsveränderung anstrebt. Diese Bewegung erinnert sehr an heutige evangelikale Strömungen. Lohfink bemerkte: „Es ist das Bild einer völlig unscheinbaren Kirche, die tief in die menschliche Gesellschaft eintaucht, die auf ihr Eigensein fast bis zur Selbstaufgabe verzichtet, die sich in der Welt verliert, um alles zu durchdringen und zu verwandeln. Doch ist die Vorstellung, die Kirche müsse fast bis zu ihrer Selbstaufgabe in die übrige Gesellschaft eintauchen, wirklich der richtige Weg, die Gesellschaft zu verändern? Offenbar denken die Evangelien hier ganz anders."

Lohfink zog sein Resümee aus den Evangelien. Dort finden wir nichts davon, dass sich Christen in der Gesellschaft verlieren müssen, sondern dass sie einen Kontrast zur Gesellschaft darstellen. Weil es Jesus um die Veränderung der Herzen der Menschen ging, muss auch heute gelten, dass Veränderung nicht vorrangig auf die Gesellschaft, sondern auf die Menschen selbst abzielt.

Die erste Gemeinde als Kontrastgesellschaft

Einen Einblick in die Anfänge der Gemeinde gibt uns Justin, der Märtyrer, in seiner Apologie. Er schreibt: „Hatten wir früher an unzüchtigen Dingen Gefallen, so huldigen wir jetzt der Keuschheit allein. Gaben wir uns mit Zauberkünsten ab, so haben wir uns jetzt (...) Gott geweiht. Schätzten wir Geld und Besitz über alles, so stellen wir jetzt, was wir haben, in den Dienst der gemeinsamen Sache und teilen jedem Dürftigen davon mit. Hassten und mordeten wir einander und hielten wir mit denen, die nicht unseres Stammes sind, wegen der verschiedenen Lebensgewohnheiten nicht einmal Herdgemeinschaft, so leben wir jetzt nach Christi Erscheinen als Tischgenossen zusammen“ (Justin, Apologie I, 14).

Zum Verständnis des Textes muss man wissen, dass die ersten Christen in einer hypersexualisierten Gesellschaft lebten. In einer römischen Stadt waren in den Stein geritzte männliche Geschlechtsteile zu sehen, die den Weg zum nächsten der zahlreich vorhandenen Bordelle wiesen. Männer trugen als Schmuckstück Phallus-Symbole um den Hals. Christen haben dagegen ihren Lebenswandel völlig verändert und einen für alle erkennbaren Bruch vollzogen.

Kennzeichen der urchristlichen Kontrastgesellschaft (1. Petrus 2, 11 - 17)

Der erste Brief des Petrus gibt uns ebenfalls einen Einblick, wie kontrastreich sich die ersten Christen vom damals üblichen Lebenswandel absetzten. Petrus lebte gegen Ende seiner Tage in einer Großstadt, in der alle gesellschaftlichen Auswüchse sichtbar gelebt wurden. Er schreibt dazu im 2. Kapitel seines ersten Briefes ab Vers 11: „*Geliebte, ich ermahne euch als Gäste und Fremdlinge: Enthaltet euch der fleischlichen Begierden, die gegen die Seele streiten; und führt einen guten Wandel unter den Heiden, damit sie da, wo sie euch als Übeltäter verleumden, doch aufgrund der guten Werke, die sie gesehen haben, Gott preisen am Tag der Untersuchung. Ordnet euch deshalb aller menschlichen Ordnung unter um des Herrn willen, es sei dem König als dem Oberhaupt oder den Statthaltern als seinen Gesandten zur Bestrafung der Übeltäter und zum Lob derer, die Gutes tun. Denn das ist der Wille Gottes, dass ihr durch Gutes-Tun die Unwissenheit der unverständigen Menschen zum Schweigen bringt; als Freie, und nicht als solche, die die Freiheit als Deckmantel für die Bosheit benutzen, sondern als Knechte Gottes. Erweist jedermann Achtung, liebt die Bruderschaft, fürchtet Gott, ehrt den König!*“

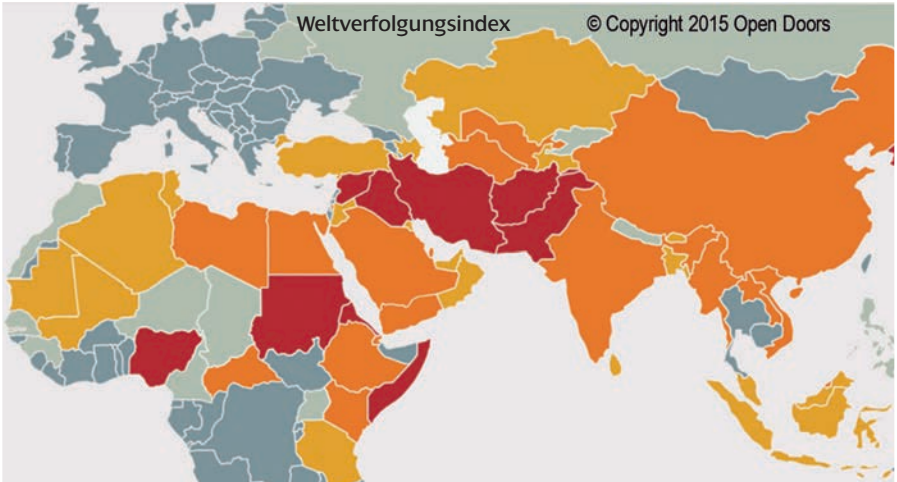
D

- **erweist jedermann Achtung**
- **liebt die Bruderschaft**
- **fürchtet Gott**
- **ehrt den König**

Die Devise lautete nicht „Gesellschaftsveränderung von oben herab“, sondern durch Christus verändertes Leben unter bestehenden gesellschaftlichen und politischen Systemen. Darin gleichen Christen Fremdlingen und Pilgern. Sie sind Kontrastgesellschaft in dieser Welt. Ein gott- statt lustorientiertes Leben versetzt Christen in die Lage, ein rechtschaffenes Leben zu führen und damit Verleumder Lügen zu strafen. Zu dem guten Wandel, den Petrus erwähnt, gehörte es damals, dass sich Christen unter Gefährdung ihrer eigenen Gesundheit der verstoßenen Kranken annahmen und sie pflegten. So unterstrichen sie mit Nachdruck die Tatsache, dass Christus sein Leben auch für sie gegeben hatte. Die Angst vor dem Sterben wurde deutlich durch ihre Jenseits-Hoffnung übertroffen. Die Menschen glaubten im Römischen Reich üblicherweise an die Geister der Verstorbenen, die als gute oder auch böse Wesen irgendwie gegenwärtig blieben. Die christliche Auferstehungshoffnung in der Erwartung eines Lebens nach dem Tod, in Gegenwart des lebendigen Gottes, war im Römischen Reich etwas vollkommen Neues.

Leben als Kontrastgesellschaft bringt Leiden

Die Konsequenz eines Lebens als Kontrastgesellschaft war für die Christen von Anfang an Bedrängnis und Verfolgung. Das soll nicht verschwiegen werden. In seinem zweiten Brief an Timotheus, seinem letzten Brief aus dem Gefängnis, während der Herrschaft Neros schreibt Paulus, den sicheren Tod vor Augen (2. Timotheus 3, 12): „*Alle, die fromm leben wollen in Christus Jesus, müssen Verfolgung leiden.*“ Dem Thema entsprechend formuliert: Alle, die als christliche Kontrastgesellschaft leben wollen, setzen sich dem Risiko von Angriffen und Verfolgung aus. Lutz von Padberg, einer der großen Kirchengeschichtler des letzten und dieses Jahrhunderts, hat gesagt: „Wir können momentan von Verfolgung noch



nicht reden in unserem Land, aber von einer beginnenden Bedrängnis.“ Ähnlich äußerte sich auch Rolf Scheffbuch, ebenfalls ein Kirchengeschichtler, kurz vor seinem Tod, als ihm gegenüber manche den zunehmenden Druck gegenüber Christen beklagten: „Ich weiß gar nicht, was Sie reden, jetzt tritt der Normalfall ein.“ Die weltweite Christenverfolgung hat heute, allen politischen Bestrebungen zum Trotz, ein ungeheures Ausmaß erreicht und könnte uns zukünftig auch in Deutschland treffen. Und wir sollten den Verfolgten beistehen, wo es nur geht, ohne jedoch die Botschaft zurückzunehmen, uns inhaltlich anzupassen oder sich lediglich sozial zu engagieren statt von der Bibel zu reden. Die ersten Christen haben damals mutig weiter evangelisiert und sind der Botschaft Jesu treu geblieben. Der Hauptgrund, warum Christen verfolgt wurden, war ihr Festhalten an der Exklusivität Jesu.

Kontrast: Gemeinsames Leben

Es kann nicht sein, als Christ so zu leben wie alle anderen und davor bloß ein Kreuz zu setzen. Ebenso darf der Glaube nicht zum theoretisch-philosophischen Gerede verkommen. Für Christen gehören Glauben und Leben zusammen! Die Bibel wird gelesen, weil sie als Gottes Wort zeitlos gültig bleibt. Wir brauchen zur Umsetzung ihrer Botschaft eine gute, verständliche Auslegung und keine fromme Fachsprache, die normalen Menschen nicht zugänglich ist. Wir sollten uns außerdem von einem unguten Laie-Klerus-Denken verabschieden. Gemäß 1. Petrus 2, 9 gehören alle Gemeindeglieder zum „*königlichen Priestertum*“. Professor Moltmann sieht in einem Interview, das er Anfang 2014 im SWR gegeben hat, die Zukunft der Kirche in familiären Hausgemeinden und plädiert dafür: „... dass die Betreuungskirche der Pfarrer, Pastoren und Priester der Gemeindekirche weicht und die Gemeindekirche die Aufgaben übernimmt, die sie sonst an Pfarrer und Priester delegiert hat.“

Hierbei wird das gemeinsame Leben, wie es bereits von Bonhoeffer angeregt worden ist, ganz neu in den Fokus rücken müssen. Dabei wird Jüngerschaft eine wichtige Rolle spielen, die nicht nur darin besteht, den Leuten ein wenig Bibelwissen beizubringen, sondern bei der es darum geht, anderen das Lesen der Bibel lieb zu machen und zu zeigen, wie man ihre Botschaft leben kann. Menschen, die Jesus noch nicht kennen, müssen wir in unsere Häuser und Familien einladen. Gelebte christliche Ethik ist

gefragt. Das gelingt beispielsweise in Form geistlicher Vater- und Mutterschaften, wie Paulus das im Titusbrief (Titus 2) empfiehlt.

Kontrast: Unvollkommenheit und Begrenzung

In einer nach Perfektion strebenden Welt hat dieser Trend längst auch unsere Gemeinden erreicht. Mit der utopischen Zielsetzung von einer „vollkommenen Gemeinde“ wird Wachstum versprochen. So wird Gemeindearbeit zum Krampf! Inzwischen beschäftigen sich daher etliche Theologen mit der Thematik der „unvollkommenen Gemeinde“. Das ist das Prinzip Jesu. Welche Entlastung bieten hier Bibeltexte, die uns darüber aufklären, dass Begrenztheit und Scheitern zum Menschsein gehört und wir gerade in diesem Zustand zu Christus kommen dürfen. Es wird in dieser Welt keine vollkommene Gemeinde geben! Diese bleibt der Ewigkeit vorbehalten. Seit mir bewusst wurde, dass meine Gemeinde eine unvollkommene Gemeinde bleibt, bin ich zufriedener mit ihr. Zu erwarten, dass man alles vollbringen kann, wenn man die richtige Methode anwendet oder „richtig“ glaubt, ist einfach irreführend! Überzogene Erwartungen erzeugen übrigens eine Art von Gemeinde-Tourismus, den wir in unserer Zeit vielfach erleben. Man geht jeweils dorthin, wo es gerade am besten läuft. Wenn wir den Leuten vermitteln, dass die unvollkommene Gemeinde der Normalfall ist, werden wir wieder Gemeindeglieder haben, die realistischer und vielleicht auch zufriedener sind. Die Gemeinde in dieser Welt hat einen Vorläufigkeitscharakter und sie wird, solange sie hier existiert, mit Schwächen und Rückschlägen leben müssen. Denn unvoll-

kommene Menschen, die anderen und sich selbst Vollkommenheit vorspielen, sind nichts anderes als Heuchler. Gemeinde ist nie fertig. Sie hat es nötig, sich immer wieder aufs Neue vom vollkommenen Gotteswort umgestalten zu lassen. Deshalb sollen wir in allem barmherzig sein, nur nicht im Hinblick auf eine bibelkritische Auslegung. Hier tut eine deutlichere Stellungnahme not, denn, wenn wir die Basis des Wortes Gottes verlieren, ist alles verloren.

Kontrast: Dienende Leitung

Das Wort „Leiter“ kommt im neuen Testament sehr selten und nur im Plural vor. Das Wort „Sklave“ wird dagegen häufig verwendet. Es ist auch nicht von einzelnen Gemeindeleitern die Rede. Immer finden wir den Plural: Älteste, Diakone. Und die praktizieren, was man eine auf den Kopf gestellte Pyramide nennt: Dienen von unten nach oben. Ganz unten trägt ein Einzelner: Christus. Er hat allen gedient. Dann kommen die Ältesten, sie dienen allen anderen; dann kommen die Diakone, sie dienen allen anderen; dann kommen die einzelnen Christen, sie dienen allen anderen. Es handelt sich um eine durchgängig dienende Struktur. Manche Soziologen sind anhand ihrer Beobachtungen zu dem Schluss gekommen, dass die christliche Gemeinde eine für den Machtmissbrauch anfällige Gesellschaftsstruktur sei. Das macht mich tief traurig. Wir Christen sollten Machtstrukturen „hassen und lassen“!

Es ist ein Missstand, dass vielfach davon ausgegangen wird, bezüglich Menschenführung könne man nicht mehr nach der Bibel fragen, sondern müsse die üblichen Macht- und Managementstrukturen kopieren. Hat etwa Gott, unser Schöpfer, in Sachen Menschenführung keine Ahnung und nichts zu sagen? Wir müssen biblische Leitungsprinzipien, wie die auf den Kopf gestellte Pyramide, und deren grundsätzlich alternativen Charakter, wiederentdecken und vor allem ernst nehmen.

Kontrast: Helfende Gemeinde

Angesichts der dramatischen demografischen Entwicklung, die allein durch Migration etwas gelindert werden kann, sind wir in der Gemeinde gefordert, eine der Situation entsprechende praktische Sozialstruktur zu schaffen. Das heißt, wir brauchen Strukturen, die sicherstellen, dass Hilfsbedürftige und speziell die von Armut Betroffenen versorgt werden. So war es in der ersten Gemeinde üblich, so geschah es zur Zeit der Reformation und auch im Pietismus. Die christliche Gemeinde sollte der Welt dabei als gutes Beispiel vorangehen, statt ihr hinterher zu hinken.

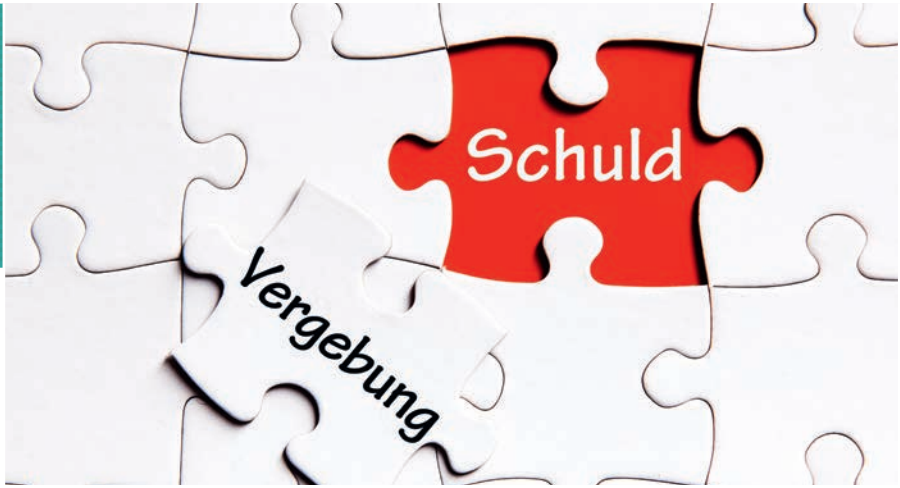
Auch in Sachen Gastfreundschaft sind wir gefragt. Wie viele Christen sind ohne Heimat? Heimatlos ist nicht nur, wer keine Wohnung hat, sondern heimatlos fühlen sich viele in zerbrochenen Familien. Viele, leider sehr viele christliche Ehen, sind kaputt. Das zeigen Erfahrungen aus der Familienarbeit und der Eheseelsorge. Ich meine dabei nicht nur diejenigen, die geschieden sind, sondern auch faktisch kaputte Ehen, wo man nur mit Rücksicht auf das christliche Umfeld zusammenbleibt. Dies muss nicht negativ sein, wenn dieses Aushalten in einer schwierigen Situation weitere Chancen bietet, wieder zusammenzufinden. Da ist die Gemeinde gefragt. Sie hat hier einen Auftrag, Ehen und Familien zu stützen. Christen dürfen nicht einfach dem Trend schnell vollzogener Trennungen folgen, sondern sollen auch in Ehekrisen kontrastreich leben. Das gilt auch angesichts der wachsenden Zahl von Singles, Kindern von Alleinerziehenden, Kindern, die keine Heimat mehr haben, Alten, Kranken und einsamen Menschen. Sie sollten in unseren christlichen Familien Heimat und Geborgenheit finden können.

Kontrast: Ewigkeitshoffnung als Kraftquelle

Als bedrängte und immer wieder verfolgte Gemeinde brauchen wir eine Verkündigung, die uns auf Angriffe von außen vorbereitet: „*Erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht!*“ (Lukas 21, 28). Besonders unter Druck wird der Wert eschatologischer Hoffnung deutlich und zum entscheidenden Element der christlichen Botschaft, wie es bereits in den ersten Gemeinden geschah. Das gibt die nötige Widerstandskraft, um sich gegenseitig ermutigen zu können und Alternativen zu schaffen, wenn Christen wegen ihrer Überzeugungen Nachteile, wie etwa den Verlust des Arbeitsplatzes, in Kauf nehmen müssen. Könnte es angesagt sein, das Gebet der ersten Christen wieder mehr zu unserem zu machen: „*Amen, ja, komm, Herr Jesus!*“ (Offenbarung 22, 20)?

Kontrast: „Ent-Schuldung“

Wo werden Menschen ihre selbst angehäufte Schuld los? Wie gehen Christen mit



ihrer Schuld um? Der Glaube schließt den ehrlichen Umgang mit diesem Problem ein. Auf sich allein gestellt, finden Menschen ohne die alles entscheidende Rechtshilfe Jesu keine Lösung. Wir müssen Möglichkeiten geben und Räume schaffen, in denen ein Mensch seine Schuld sowohl vor Gott als auch vor einem anderen Menschen bekennen kann. Er braucht den Zuspruch, dass genau für seine persönliche Schuld Jesus am Kreuz gestorben ist! Luther hat die dazu ursprünglich gedachte Beichte nicht abgeschafft. Sie braucht allerdings keinerlei Institutionalisierung, wie in der katholischen Kirche üblich. Beichte gründet sich auf biblische Zusagen wie in 1. Johannes 1, 9: *„Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Schuld vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.“* Diese grundlegende und vor Gott, dem höchsten Richter, gültige Entlastung von Schuld ist ein exklusiv christliches Angebot, das auch mit seelsorgerlichem Beistand angenommen werden darf.

Kontrast: Generationen verbinden

Wir brauchen generationenübergreifende Gemeinde. Wir brauchen keine Zergliederung nach Lebensalter. Das finden wir in der ersten Gemeinde nicht. Sie entsprach eher der Großfamilie, in der Jung und Alt zusammenleben, sich ergänzen, sich achten, gemeinsam glauben und leben lernen. Bei voneinander isolierten Generationen kann kein umfassender Wissenstransfer stattfinden. In Industrie und Technik wurde dieser Zusammenhang schon längst erkannt. Ältere Mitarbeiter sind vielleicht nicht mit den neuesten Updates vertraut, aber sie können ihr solides Basiswissen weitergeben. Wo geschieht das in unserer Gemeinde? Wie können wir den generationenübergreifenden Austausch zu biblischem Wissen und zu geistlichem Leben fördern? Hier sei nochmals auf Titus 2, 4f. hingewiesen, wo sicherlich nicht nur ältere Frauen angesprochen sind, sondern auch ältere Männer, die zu Müttern und Vätern im Glauben für Jüngere werden sollen.

Drei biblische Verheißungen, die nach vorn blicken lassen

Die Sicherheit

Vor dem, was die Zukunft uns vermutlich bringt, könnte einem angst und bange werden, aber es gilt die Verheißung unseres Herrn: *„Auch die Pforten der Hölle sollen sie (die christliche Gemeinde) nicht überwinden“* (Matthäus 16, 18). Wir haben den stärksten aller Herren auf unserer Seite! Wir müssen nicht Stärke zeigen und die Gesellschaft aus eigener Kraft verändern, doch dürfen und sollen wir daran mitwirken, dass in unserer Gesellschaft Menschenherzen verändert werden.

Das Reich

Der *„kleinen Herde“* ist das große Reich des Vaters verheißen (Lukas 12, 32). Christusnachfolger werden innerhalb der Welt und innerhalb Deutschlands eine kleine Herde bleiben. Aber wir hören nicht auf, allen Menschen das Evangelium zu bringen. Mission ist das Gebot der Stunde.

Die Erlösung

„Erhebt eure Häupter, weil eure Erlösung naht“ (Lukas 21, 28). Der Blick nach oben ist angesagt. Lasst uns wieder ganz neu mit der Wiederkunft Jesu rechnen. Lasst uns das wieder ganz neu in unser Leben mit einbeziehen, nicht als Utopie, sondern als absolut verlässliche Zukunftssicherung! ◆